

Ein Advokat.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Fortsetzung.)

„Dann müssen wir uns bis auf das Blut verteidigen,“ rief sogleich der sich jetzt als Advokat fühlende Freund — „aber erzählen Sie.“ „Mein Mann war Maurermeister und übernahm bei einem Grafen die Reparatur seines Schlosses. Er mußte alle baaren Auslagen machen und verwandte dazu sein ganzes Vermögen. — Als es zur Bezahlung kam, hatte der zank- und gallstüchtige Graf an der Ausführung hier und da auszu- setzen und bot für die ganze Arbeit einen Spottpreis, weil er glaubte, daß mein Mann doch zu arm sei, gegen ihn einen Prozeß zu führen. Mein Mann, erbittert darüber, klagte trotzdem. Wir mußten auch wirklich Alles nur Entbehrliche verkaufen, um den hohen Kostenvorschuß zu erschwingen, mein unglücklicher Mann grämte sich, fing an zu stochern und starb, um mir Nichts zu hinterlassen, als diese einzige große Sorge. „Und der Name des Grafen?“ frug Scharff gespannt, dem bereits eine schreckliche Ahnung herauf dämmerte. „Graf Hohenburg.“ Mein Freund erbläute und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. — „Mein Gott, Madame,“ sagte er bewegt, „dann bin ich Ihr Gegner!“ Er hatte in seinem Eifer gar nicht erst nach dem Rubrum der Sache gesehen, bis ihn plötzlich diese Erfahrung aus all seinen Himmeln reißen sollte. Wir Alle waren erschrocken, besonders die alte Frau, sie fuhr wie vom Biß einer Schlange getroffen zurück. Die sonst so freundlichen Züge hatten sich verändert, ein gehässiges Mißtrauen prägte sich in ihnen aus, und ihr Blick streifte mit einer eigen- thümlichen Mischung von Haß und Furcht den plötzlich aufgetauchten Feind.

Welche düstere Schattenwelt thürmte sich plötzlich vor mir auf. In tiefes Schweigen versunken, saßen wir eine lange Zeit, da brach auf einmal Scharff das Schweigen: „Nein, Sie darf ich nicht in's Glend stürzen, ich schicke auf jeden Fall die Sache zurück.“ Hermine blickte ihn mit leuchtenden Augen an, mußte ihr doch dieser Entschluß sagen, daß er um ihretwillen seine juristische Ehre opfere. Aber nur einen Augenblick dauerte dieses Träumen, dann erwiderte sie ruhig und besonnen: „Das sollen und dürfen Sie nicht! Sie dürfen nicht Ihren Ruf auf's Spiel setzen und den Auftrag ablehnen, ein Anderer führt auf Kosten Ihrer Ehre dennoch die Sache zu Ende, und uns ist damit auch nicht geholfen. Gott wird die Herzen der Richter erleuchten, daß sie das Rechte treffen, und er führt Alles zum Guten.“ „Nein, meine Theure, das ist ein frommer Wahn, dort gilt es nur juristische Deduktionen und Feinheiten, und das geschriebene Gesetz ist oft ein ganz anderes, als das in den Herzen der Menschen klar und unbefangen steht. Ich kann jetzt nicht als Ihr Feind auftreten, ich habe bei Ihnen die schönsten Tage meines Lebens zugebracht, und das hieße mit Dolchstichen zahlen.“ „Nein, nein, stoßen Sie das Glück nicht von sich, glauben Sie mir, der Ihnen übertragene Prozeß ist ein Glück, das Sie nicht leichtsinnig verschmerzen dürfen. Es ist nun einmal der Gang des Geschickes so — auf den Glückstrümmern des Einen baut sich's der Andere auf. Sorgen Sie nicht, Sie bleiben uns auch als Gegner ein lieber Gast.“ Nach langem Hin- und Widerreden, indem auch ich mich auf Seite Herminens stellte, erklärte sich Scharff für überwunden. „Gott wird weiter helfen,“ erklärte getrost Hermine, „wo die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten.“ Der Freund schüttelte düster das Haupt, „es muß wohl Jeder seinen eigenen Gott haben,“ entgegnete er bitter lächelnd, „der meine hilft mir nicht, ich kenne nur ein Schicksalsrad, das schonungs- los zermalmend dahin rollt.“ „Ach, das klingt wie Frevel,“ bemerkte Hermine. „Wenn Sie so bitter erfahren, wie ich,“ war die Erwiderung, „dann werden Sie meinen Ausspruch nicht tabeln — ich habe mich nur durch eigene, verzweifelte Anstrengungen hinaufgewunden.“ Aber Gott gab Ihnen dazu die Kraft und den Muth, dem Geschick zu trotzen, und er wußte, daß Sie zu diesem Kampfe stark genug wären, aber dennoch fühlen wir überall seine leitende Hand heraus,“ entgegnete warm und be- geistert Hermine. „Auch wenn Sie den Prozeß verlieren?“ warf ich ironisch dazwischen, und mir gereute fast das scharfe Wort. „Auch dann noch, Vetter!“ sagte ruhig Hermine, „dann will er uns prüfen, und wir müssen uns in seinen Willen finden.“

Das Gespräch war auf einem peinlichen Höhepunkte angekommen, wir brachen schnell ab und entfernten uns, ein Jeder die Brust von tau- send verschiedenen Empfindungen bewegt. Die Alte hatte ruhig, fast steinern dort gesessen und schien an dem ganzen Gespräch keinen Antheil zu nehmen. Mit der Nachricht, daß sie ihren Gegner vor sich habe, war sie eine Andere geworden, und eine Herbe, ein fast dämonischer Haß packte ihr Inneres, das sich Alles nur zu deutlich auf ihrem Antlitz aus- drückte. Stumm und in sich gelehrt schritt Scharff an meiner Seite hin. Er drückte mir beim Abschied warm die Hand und ging auf sein ein- sames Zimmer. Ich traf ihn am andern Morgen bleich und verstört, die Folge einer durchwachten, qualvoll durchwachten Nacht. „Ich habe einen Entschluß gefaßt, sagte er bitter lächelnd. „Da lies!“ er reichte mir einen eben erst geschriebenen Brief.

„Geehrte Frau! Ich kann nicht an ein freundliches Geschick glauben, das Alles zu einem schönen Ziele hinführt, nur an einen Dämon, der tückisch sich zwischen den Herzen stemmt, die sich traulich zu nähern suchten; auch zwischen uns erblicke ich dies höhnlachende Grinsen eines feindlichen Geschickes. Ich darf als Ihr Gegner Ihr Haus nicht wieder betreten,

denn es würde mir nur namenlose Qual verschaffen, ich darf nicht daran denken, daß Ihnen Ihr gutes Recht aus den Händen gewunden wird, denn damit bin ich für immer von Ihrer Schwelle verbannt, und wenn ich unterliege, dann ist meine juristische Ehre vernichtet. Wie auch die Würfel fallen, ich fühle, wir sind für immer geschieden. Jetzt, da sich unsere Wege für immer trennen, kann ich Ihnen wohl sagen: ich habe Ihre Tochter heiß geliebt, mein süßester Erdenvunsch wäre es gewesen, mein düsteres Leben an ihrer Seite licht und freundlich zu gestalten, doch ich bin es schon gewöhnt, daß mir die nächste Stunde zerstört, was ich in der vorhergehenden lächelnd aufgebaut. Leben Sie wohl und vergessen Sie ihren unglücklichen Freund.“

Ich las und konnte mich der Thränen nicht erwehren; er sank mir mit einem Ausruf des tiefsten Schmerzes an die Brust. „Aber kannst Du die Sache nicht ablehnen? noch ist es ja Zeit.“ „In der ersten Aufwallung meines Gefühles nur durfte ich daran denken,“ war die Ant- wort. „Ich habe ja bereits meinen Entwurf eingeschickt und würde jetzt, wenn ich plötzlich die Sache ablehnen wollte, meinen Ruf völlig unter- graben. Dann aber, wenn ein anderer Anwalt meine Arbeit geschickt benutzt, ist der Sieg unzweifelhaft; es hieße die Früchte meines Fleißes einem Andern überlassen, ohne den Armen selbst zu nützen.“ „Aber wer wird dann so skrupulös sein,“ entgegnete ich, „Du wirst dort nach wie vor mit derselben Freundlichkeit empfangen, und der unglückliche Prozeß soll von Niemand berührt werden.“ „Aber ich selbst fühle nur zu gut diese düstere Scheidewand des Geschickes, ich darf nicht mit den Begnern meines Klienten in Verbindung stehen, das untergräbt das Ver- trauen, und darauf allein stützt sich meine Existenz.“ Eine Thräne glänzte in seinem Auge, er drückte mir die Hand und sagte: „Bringe ihnen mein herzlichstes Lebewohl, und sobald dieser Prozeß beendet, verlasse ich die Stadt, denn ich komme noch heute um Vergebung ein.“

Hermine erbläute, als ich ihr die Abschiedszeilen brachte, suchte aber ihrer schmerzlichen Stimmung nach und nach Herr zu werden. Ihre Mutter lächelte bitter und sagte kalt: „Sprechen Sie nicht mehr von dem Men- schen, er wird uns unglücklich machen; gut, daß er selbst wegbleibt, ich würde ihm sonst —“ „Aber Mutter!“ rief vorwurfsvoll Hermine. „Still,“ unterbrach sie diese, „Du kennst die Welt nicht, ich habe seinen tückischen Augen nie getraut.“ Hermine schwieg. Ich ahnte, daß ihre Seele ein verzehrender Schmerz durchwühlte, und blickte tröstend zu ihr hinüber. Der Abend verlief in gedrückter Stimmung. Ich bat Herminen, daß sie zur Aufmunterung die Geige nehmen und Etwas spielen möge. Sie that es. Behmüthige, düstere Mollakkorde entquollen dem Instrumente. Ab- scheidsgrüße an den geliebten Freund — an das so schnell entflozene Glück.

(Fortsetzung folgt.)

In deinen Kindern sollst Du wieder blüh'n.

In Deinen Kindern sollst Du wieder blüh'n!
 Les' ich in Blumenfäden und in Kernen.
 Ihr Eltern, seht die Frucht von Euren Müh'n!
 O möget Ihr Dasselbe lesen lernen!
 In Euren Kindern liegt die Ewigkeit,
 So lang die Erde ihre Sonn' umkreist,
 So lange nicht der Herr von Raum und Zeit
 Einst neue höh're Welten werden heist.

In Deinen Kindern sollst Du wieder blüh'n,
 Wenn Du verweilt und müde sinkst zur Erde,
 Soll sie noch volle Schaffenskraft durchglüh'n,
 Für ihre Kinder stark zu der Beschwerde.
 Und wenn Du selber bist von edler Art,
 Kannst Du vererben sie auf Dein Geschlecht,
 Und wie Dein Gott in Dir sich offenbart,
 Kann auch Urentel wallen, treu und echt.

In Deinen Kindern sollst Du wieder blüh'n,
 O Vater, Mutter, wolle reich entfalten,
 Was Dir an Gü't und Kraft der Herr verlieh'n,
 Nur dann kann es für Enkel sich erhalten.
 Dein Abbild soll der Sohn, die Tochter sein:
 O laß sie blüh'n in holder Geisteszier!
 Am schönsten zur Vollendung sie gedeih'n,
 Wenn Gottes Abbild deutlich lebt in Dir.

In Deinen Kindern sollst Du wieder blüh'n.
 O selig Kind, an dem, voll Gü't und Treue,
 Was an den Eltern Liebliches erschien,
 Von Gott gesegnet zweifach rührt auf's Neue!
 Die neue Blume gleicht der alten ganz:
 Die neue Menschenblume aber soll
 Noch schöner vor uns steh'n in Duft und Glanz
 Im Herzen jeder Altertugend voll.

In Deinen Kindern sollst Du wieder blüh'n,
 Sind sie Dir Last, o trage froh die Bürde!
 Sie sind der Anker und Dein Hoffungsgrün.
 Und Vater, Mutter, sie sind Deine Würde!
 Aus tiefer Seele preise Dein Geschick,
 Das Du nicht einsam bliebst und kindlos!
 Und wenn Du in die Heimath lebst zurück,
 Befiehl dem Herrn der Deinen Zukunftsloos!